Labsal

Autor(en): **Müller, Dominik**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **15 (1925)**

Heft 9

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-636460

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 9
XV. Jahrgang

Bern
28. Februar 1925

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Labsal.

Von Dominik Müller.

Du bist mein tiefer Brunnen du,
Zu dem ich dürstend niedersteig'
Und schlürfend mich hinunterneig'
Und trink daraus mir selige Ruh.

Und trink daraus Vergessenheit,
Und lächelnd löst sich wirrer Wahn,
Und mögen neue Feinde nahn:
Ich bin gen Hohn und Hieb gefeit...

Du bist mein tiefer Brunnen du,
Zu dem ich dürstend niedersteig'
Und schlürfend mich hinunterneig'
Und trink daraus mir selige Ruh.

Der Rosenhof.

Roman von Lisa Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 9

6.

In Stadt und Land war in den letzten Jahren manches anders geworden. Besser, sagten die Leute, die an Jahren oder Geist noch jung waren, schlechter, behaupteten die Alten, nicht mehr zu vergleichen mit dem, was in ihrer Jugend gut und schön, wertvoll und neu gewesen.

Nun, das sind so Ansichten. Aber merkwürdig bleibt es, daß viele der lieben Alten es nicht unterlassen können, das zu behaupten, ob sie nun vor fünfzig Jahren oder in fünfzig Jahren gelebt haben oder leben werden.

Sie merken es nicht, daß leise, leise die Zeit an ihnen vorübergleitet, immer neue Bilder bringt und täglich einen neuen Himmel und eine neue Erde schafft. Sie sehen rückwärts. Und plötzlich sind sie fremd geworden auf dieser schönen, grünen Welt, verstehen die neuen Zeichen und Runen nicht, tappen nach Gleichgesinnten und merken doch, wenn sie so eine welke, suchende Hand gefaßt, die gleich ihnen Glück und Zufriedenheit von der Vergangenheit erwartet, daß auch sie ihnen nicht helfen kann.

Sie sind aus dem Kreis ihrer Zeit ausgetreten.

Und ist es denn nicht sehr zu begrüßen, daß die alten Oellampen, die an eisernen Ketten über die Straßen hingen, hellem Petroleum gewichen sind? Daß sogar in Orten, die einen fortschrittlichen Bürgermeister haben, das neumodische Gas brennt? Ist es nicht angenehm, daß statt der Moderateurlampen, denen im Laufe des Abends unfehlbar wenigstens einmal der Atem ausging, daß sie sich mit Gurgeln und Schmatzen aufziehen lassen mußten, nun zierliche Petroleumlampen auf den Tischen stehen, mit dunkelroten Schirmen, damit das unbeschreiblich und von vielen als schädlich ausgeschriene grelle Licht den Augen nicht schade?

Und ist das gar nichts, daß überall im Land die Eisenbahnen, diese schwarzen, zehn- und zwanzigwirbeligen Schlangen durchs Land fahren, Dampf und Feuer speien und mit Hohn über die vorsintflutlichen Drachen lachen, denen kein Mensch nachsagen konnte, daß sie der Allgemeinheit dienten oder die Kultur in die abgelegensten Dörfer gebracht?

Und wer möchte sich unterstehen, den Telegraphen zu unterschätzen? Dies Wunder, das so unbegreiflich ist, daß mancher ein paar Jahre seines Lebens brauchte, um es überhaupt zu fassen?

Freilich, es hat in den letzten zehn Jahren auch manches liebgewordene Alte fallen müssen. Zum Beispiel der Turm mit dem freundlichen Bewohner, dem Christoffel, der in seiner Herzensgüte den Schulkindern die berühmten Berner Wecken herunterwarf, wenn er zwölf Uhr schlagen hörte. Lange, lange Jahre liefen die kleinen wißbegierigen Schülerchen in ihren ersten, schweren Schuljahren die steinernen Laubengänge hinauf, um atemlos zu warten, ob denn das duftende Gebäck noch immer nicht durch die Luft sause, ob sie zu spät oder zu früh gekommen, oder ob ihnen die anderen alles vorweggenommen?

Damit die Kleinen ihr Vertrauen zu dem hölzernen Mann nicht verlören, wurde beschlossen, einmal, ehe er von dem Turm, den er so lange bewohnt, Abschied nehmen müsse, ganze Körbe des blonden, duftenden Gebäcks hinaufzuschaffen. Eines der Wecklein um das andere flog da hinunter, und Hunderte von kleinen Armen zappelten in der Luft, und hundert Stimmlein riefen: „Mir auch eines, Christoffel, mir auch eines!" und solange noch ein Kind danach schrie, so lange sauste auch ein letzter und allerletzter Gruß des Christoffel herunter.

Am nächsten Tag kam dann freilich seine Sterbestunde, und still standen die Kinder auf dem großen Platz umher und in der breiten Straße, um zuzusehen, wie man da